

Leitartikel

Helmut Erharter

„Es muß feste
Bräuche geben“

Auf seiner kurzen Erdenwanderung durch die Wüste begegnet der kleine Prinz auch einem Fuchs, der ihn bittet, sein Freund zu werden, ihn zu „zähmen“. Als der kleine Prinz am nächsten Morgen zum Fuchs zurückkehrt, sagt dieser zu ihm: „Es wäre besser gewesen, du wärest zur selben Stunde wiedergekommen. Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, um so glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll . . . Es muß feste Bräuche geben“¹.

Die Anthropologie bestätigt und ergänzt, was der Dichter in seiner Parabel schildert. Manfred Josuttis spricht zwar nicht vom Brauch, sondern vom Ritual, von der Zeremonie; aber es geht um das gleiche Anliegen: „Das Ritual . . . ist Voraussetzung und Form menschlicher Kommunikation. . . Im Begrüßungs- und Verabschiedungszeremoniell auf einer Party sind die Beteiligten auf der Suche nach Identitätsgewinn durch wechselseitige Bestätigung. Immer geht es also um die Erfahrung von Frieden, Versöhnung, Geborgenheit, Heil. . . In sakramentaler Kommunikation werden elementare menschliche Lebenserfahrungen verarbeitet“².

Erwartung und
Freude

Uns allen ist es selbstverständlich, daß man etwas haben muß, worauf man sich freuen kann. Der Pensionist erwartet zu einer bestimmten Zeit seinen Partner beim Schach oder Kartenspiel. Sein Leben ist nicht nur durch das Spiel, sondern auch durch diese Erwartung reicher als das eines Menschen ohne solche Erwartungen und Kontakte. Die alte Frau, der durch einen Unfall aus dem Berufsleben gerissene Kranke, ein einsamer Mensch, der endlich Kontakt gefunden hat, der Liebende — sie alle leben zu einem guten Teil ihr Leben auf Erwartungen hin, etwa auf den erwarteten Besuch, Brief oder Anruf hin. Für viele Kinder ist das Zu-Bett-Gehen ein Zeremoniell, zu dem nicht nur das Waschen und Abendgebet, Stoffpuppe oder Teddybär gehören, sondern auch der

¹ Aus A. de Saint-Exupéry, *Der Kleine Prinz* (1943), Kap. XXI.

² M. Josuttis, *Vorläufige Erwägungen zu einer praktisch-theologischen Theorie der Sakramente*, in: *Diakonia* 7 (1976) Heft 5, 294—305, hier S. 300.

Wechselspiel von
Spontaneität und
festen Bräuchen

Auch ein kirchliches
und pastorales
Problem . . .

Besuch der Mutter und des Vaters („Dati, schläfst Du noch bei mir?“) am Bett jedes einzelnen. Noch die Heranwachsenden erfahren darin Geborgenheit, „Versöhnung“ oder einfach, daß der Tag zum guten Ende gekommen ist. An bestimmte Feste, Geburtstagsfeiern u. ä. knüpft man häufig gerade deshalb eine große Erwartung, weil (und wenn) man weiß, was einen ungefähr erwartet und worauf man sich freuen kann.

Feste Bräuche haben ihren Anfang vielfach in einer spontanen Geste, in einem geglückten Gestaltungselement einer Feier, in einem Zeichen zur rechten Zeit (das Geschenk zum Geburtstag, der Glückwunsch zum Abschluß einer Prüfung oder zur Geburt eines Kindes, die Blumen bei einem Besuch, die Grußkarte aus dem Urlaub usw.). Solche Spontaneität ist Voraussetzung für geglückte Kommunikation. Fehlen die spontanen Äußerungen, Gesten, Gestaltungselemente ganz, können die Bräuche und Riten entleert, schal, zur bloßen Etikette werden.

Man kann aber nicht sein ganzes Leben aus der Spontaneität heraus leben, in allen schönen und schweren Lebenssituationen alles ganz neu erfinden. Im Fest wie in der Trauer braucht der Mensch im allgemeinen die Stütze fester Bräuche und Zeremonien, die ihm helfen, seine Freude in einer Feier zum Ausdruck zu bringen oder mit seinem Schmerz fertigzuwerden³. Aber auch spontane Zeichen müssen verstanden werden. Je mehr Menschen z. B. miteinander feiern, umso wichtiger wird es, daß dies in solchen Riten und Zeremonien, mit Liedern, Spielen und Tänzern, in alter und neuer Form geschieht, die möglichst allen bekannt und vertraut sind. Schon deshalb verbieten sich meist allzu rasche und weitgehende Änderungen. Fallen solche Zeichen aus, dann wird nicht nur die Feier ärmer und das Miteinander-Feiern schwieriger, sondern den Menschen wird eine erwartete Freude oder Ausdrucksmöglichkeit genommen.

All dies gilt auch für die Kirche, für das Leben der Gemeinde, für unsere Pastoral. Auch in der Kirche müssen die Menschen im wesentlichen wissen, was sie erwartet, wenn sie die Messe oder ein Begräbnis, eine Hochzeit oder ein anderes Fest mitfeiern oder einen anderen Gottesdienst besuchen. Bei allen Neuerungen und Änderungen und bei aller spontanen Gestaltung müssen doch genügend bekannte und vertraute Elemente, Riten, Bräuche bleiben, damit eine Mitfeier möglich ist.

Wohl lassen sich durch eine entsprechende Einführung in die verschiedenen Neuerungen die Bereitschaft und

³ Vgl. dazu ebd. 298 ff.

Fähigkeit erreichen, auch neue Formen zu verstehen, mitzugestalten und mitzufeiern. Dies wird insbesondere dort leicht geschehen können, wo bisherige Formen und Bräuche entleert, unverstanden, für das Leben, den Glauben, die Erwartungen unbedeutend geworden sind. Wohl deshalb wurde z. B. die Liturgiereform des II. Vatikanums, insbesondere aber die Volkssprache weithin so positiv aufgenommen.

... in der Gesamtkirche ...

Daß es hier echte pastorale Probleme gibt, die von den Kirchenleitungen, von den Seelsorgern und Theologen bedacht werden sollten, ist nicht nur aus lautstarken Konflikten, sondern auch aus enttäuschten Äußerungen einzelner herauszuhören: Vier Jahrhunderte lang wurde die nachtridentinische lateinische Messe kaum verändert. Viele Menschen haben ihr Leben lang ihren persönlichen Glauben, ihr Beten, ihren Gottesdienst in dieser Form zum Ausdruck gebracht. Sie wußten sich eins mit dem Geist Jesu Christi und mit seiner Kirche. Solche Bräuche, Riten, Formen können manchen Menschen nicht genommen werden, ohne daß damit ihr persönliches, geschichtlich so gewachsenes religiöses Leben vielleicht schwer erschüttert wird.

... wie in den einzelnen Gemeinden

Aber das Problem gibt es nicht nur im Verhältnis zu den ausgesprochenen Traditionalisten, sondern es stellt sich in jeder Gemeinde. Während nämlich jene Gläubigen, die regelmäßig am kirchlichen Leben teilnehmen, klug angesetzte Neuerungen und eine immer größere Vielfalt akzeptieren, ja begrüßen, werden jene Menschen, die seltener oder nur an den hohen Feiertagen, anlässlich einer Hochzeit, Taufe, Erstkommunion usw. zum Gottesdienst kommen, unter Umständen gleich mit einer ganzen Menge von Neuerungen überschüttet, während vieles von dem, was sie eigentlich erwartet haben, fehlt oder verändert ist.

Sicher kann und darf die bestehende Spannung in den unterschiedlichen Erwartungen nicht einfach zugunsten derer aufgehoben werden, die nur selten in die Kirche kommen. Und sicher kann keinem Gläubigen erspart werden, daß manche Krusten abgekratzt werden müssen, damit eine Begegnung mit der Botschaft des Evangeliums und ein tieferer Zugang zum Mysterium des jeweiligen Festes möglich wird. Wir wollen hier nur auf das pastorale Anliegen aufmerksam machen, daß auch viele „fernstehende“ Christen bestimmte Erwartungen an die kirchliche Feier mitbringen, daß manche in diesen Zeremonien tatsächlich Gottesdienst mitfeiern und nicht nur einen äußerlichen Aufputz des Festes erleben wollen. Bei der

Gestaltung solcher Gottesdienste sollten daher stärker als sonst die Erwartungen dieser Gruppen berücksichtigt werden, damit solche Feste und Feiern die Mitfeier aller ermöglichen und zur Einladung für Fernstehende in die Gemeinde werden.

Übrigens dürfte auch der durchschnittliche Besucher des Sonntagsgottesdienstes nicht regelmäßig überrascht werden wollen, sondern wünschen, daß auch das Neue sich in festen Bräuchen niederschlägt, in denen man gemeinsam seinen Glauben feiern kann.

Notwendige Weiterentwicklung

Insofern diese Vorstellungen und Erwartungen tatsächlich vorhanden sind, kann man von einem gewissen Abschluß der Liturgiereform sprechen. Man darf aber dabei auf keinen Fall übersehen, daß die Kirche, die Theologie, die Gemeinden, das Glaubensbewußtsein der einzelnen, die gesamte Gesellschaft weiterhin in einer starken Entwicklung stehen und daß sehr rasch das Alte wie das noch so gute Neue entleert und erstarrt sein könnte, wenn es die Entwicklung nicht mitmachen dürfte. Auch in früheren Zeiten haben sich ja Bräuche weiterentwickelt und sind neue Bräuche rasch zur Tradition, zum guten Brauch des Volkes geworden (Christbaum und Adventkranz, Rosenkranz und Kreuzweg, „Engel des Herrn“ und Weihnachtskrippe u. a.). Diese „Andachten“ usw. haben zwar nur in geringem Ausmaß Eingang in die „offizielle“ Liturgie gefunden; sie waren aber tatsächlich ein bedeutsamer Teil im gesamten „Gottesdienst des Volkes Gottes“ (Jungmann).

Deshalb sollten die Kirchenleitungen von vornherein keine zu starren Normen und Grenzen aufstellen, die dann, wie in den vergangenen 50 Jahren, immer wieder überschritten werden müßten, um eine lebendige Weiterentwicklung zu ermöglichen. Pastorale Klugheit, die weiß, was und wieviel an Neuem den Gemeinden jeweils zuzumuten ist, die gegenseitig Verständnis und Ausgleich bei unterschiedlichsten Erwartungen unter den Gruppen der Gemeinde sucht und findet⁴, läßt sich nicht verordnen, sondern bedarf entsprechender Befähigung der im pastoralen oder religionspädagogischen Dienst stehenden Priester und Laien.

Wenn man alle diese Aspekte zusammenfaßt, bleiben also

⁴ In Städten könnte allerdings die unterschiedliche Akzentuierung der Gestaltung von Liturgie und gemeindlichem Leben noch erheblich weitergehen, als dies bisher der Fall ist, da die einzelnen Gläubigen ja leichter die Möglichkeit haben, zwischen mehreren Pfarreien auszuwählen. Allerdings sollte das Kirchenrecht diese Wahlmöglichkeit bezüglich der eigenen Gemeinde auch ausdrücklich gewähren, unbeschadet des berechtigten Prinzips, daß zunächst ein Pfarrer für die in seiner Pfarre lebenden Gläubigen zuständig ist und ihnen die kirchlichen Dienste anzubieten hat.

m. E. für eine lebendige Gemeinde und eine kluge Gemeindeleitung (nicht nur für den Pfarrer, sondern auch für den gesamten Pfarrgemeinderat, für die Ausschüsse und Gruppen) folgende Aufgaben: Sie sollen sich gemeinsam darum bemühen, daß die heutigen Möglichkeiten liturgischer und festlicher Gestaltung auf die jeweilige Situation der Gemeinde, auf die Erwartungen der verschiedenen Gruppen und der einzelnen Christen hin abgestimmt werden (ein bleibender Aspekt des Johanneischen Aggiornamento); daß die Menschen in den festen Bräuchen die notwendige Geborgenheit, Sicherheit, Ausdrucksmöglichkeit ihres Glaubens und Lebens finden (was einer Vertiefung des Verständnisses für die vorhandenen „festen Bräuche“ und einer Förderung ihrer Fähigkeit, Liturgie und Feste zu feiern, bedarf); und daß schließlich mit der Entwicklung der Gemeinden, ihres Glaubensbewußtseins und ihres Selbstverständnisses auch die Formen, Bräuche, Riten usw. weiterentwickelt, von Sinnlos-Gewordenem befreit und durch Neues angereichert werden, damit gläubiges Beten, lebendiger Gottesdienst und die Bereitschaft, sich aus der Botschaft Jesu Christi heraus zu engagieren, möglich werden. Dann werden uns Glaubenserfahrung, religiöse Erfahrung, Gotteserfahrung vielleicht etwas weniger zum Problem, sondern zur stets neuen Einladung und Aufgabe.

Artikel

Augustinus Karl
Wucherer-
Huldenfeld

Gotteserfahrung
als ursprüngliche
Erfahrung

In unserer Zeitschrift gab es schon einmal einen Schwerpunkt „Zur religiösen Erfahrung“. Da aber die Frage nach der Möglichkeit und den Weisen der Gotteserfahrung immer wieder gestellt wird oder hinter anderen Fragen steht — bisweilen eingeengt auf das Gegenüber von erneuerter Liturgie (die der religiösen Erfahrung eher hinderlich sei) und den verschiedenen Formen des meditativen und charismatischen Betens —, bringen wir einige weitere Beiträge zur Besinnung auf das, was mit*

* Diakonia 5 (1974) Heft 3, mit folgenden Beiträgen: A. Müller, Moderne Theologie und religiöse Erfahrung; M. Kassel, Selbsterfahrung als Eröffnung von Gotteserfahrung; J. Kremer, Begeisterung und Besonnenheit. Zur heutigen Berufung auf Pfingsten, Geisterfahrung und Charisma; O. H. Pesch, Gebet und religiöse Erfahrung; A. Ganoczy, Zum Hunger nach Gotteserfahrung; I. Baumer, Wallfahrten und religiöse Erfahrung.